

Die Marienlegende der Hrotsvitha von Gandersheim

Von Robert Figge, Celle

Die Legende trägt die Überschrift: „*Historia nativitatis laudabilisque conversationis intactae Dei genetricis, quam scriptam reperi sub nomine sancti Jacobi fratris Domini*“ — „Geschichte der Geburt und des gottgefälligen Lebenswandels der reinen Gottesgebärerin, die ich aufgezeichnet fand unter dem Namen des heiligen Jacobus, des Vetters des Herrn.“ Sie handelt von der Geburt und Jugend der Gottesmutter, der besonderen Patronin der Jungfräulichkeit. Sie hat also ein Thema, das sich für ein Jungfrauenstift besonders eignet. Freilich waren die *dominae* in Gandersheim keine Nonnen; sie konnten aus dem Stift austreten und auch heiraten.

Die canonischen Schriften bringen über unser Thema kaum etwas. Sie nennen nicht einmal die Namen der Eltern Marias. Daher mußte die Dichterin hier wohl oder übel zu den apocryphen Quellen greifen, die zwar nicht im Gottesdienst der Kirche verlesen wurden, aber, aus dem Orient überliefert, im Mittelalter in aller Hände waren und insbesondere auch die bildende Kunst reichlich mit Stoff versorgt haben. Wegen ihres z. T. recht phantastischen Inhalts waren sie sogar besonders beliebt¹.

Die in der Dichtung erzählte Marienlegende, deren Inhalt Giotto teilweise in seiner weltberühmten Bilderreihe in der Arenakapelle zu Padua in so ergreifender Weise dargestellt hat, will Hrotsvitha dem sog. Evangelium des Jacobus des Jüngeren entnommen haben. Ein solches gibt es in der Tat. Es stammt aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. (Text bei Tischendorf, S. 1 bis 50.) Aber da dieses in griechischer Sprache abgefaßt ist, wird es die Dichterin wohl nicht haben benutzen können. Doch gibt es noch eine lateinische Bearbeitung der Jugend

¹ Tischendorf: *Evangelia apocrypha*. 1876. Hennecke, *Neutestamentliche Apocryphen*. 2. Aufl., 1934, und neuestens noch Wilh. Michaelis: *Die apocryphen Schriften zum Neuen Testament* (Bremen 1958).

Marias und der ersten Kindheit Jesu, die ihren Stoff jenem Jakobusevangelium entnimmt. Sie enthält dann aber noch andere Erzählungen aus der Kindheit des Herrn, z. T. recht abgeschmackter Art, die auch aus einem apocryphen Thomasevangelium stammen. Diese lateinische Arbeit, die heute unter dem Namen *Pseudomattäusevangelium* geht, ist in ihrem ersten Teil offensichtlich Hrotsvithas Quelle gewesen. An sie hat sich die Dichterin eng angeschlossen. Nur dort, wo die Vorlage einfach die canonischen Erzählungen wiederholt, hat sie gekürzt. Hrotsvitha wollte ja in der Hauptsache nur das bringen, was man sonst in der Kirche nicht oder nur selten hört:

Rarius in templo, quae creduntur fore dicta (v. 542).

Die Dichterin wußte also genau, daß es sich hier um apocryphe Berichte handelte und hatte sich ja auch in der Vorrede zu ihren Werken deshalb schon entschuldigt. Auch hat sie einige Stellen fortgelassen, die für die Ohren der Stiftsfrauen ungeeignet waren. Das 903 Verse umfassende Gedicht enthält zunächst einen Prolog in Distichen. Dann folgt die eigentliche Erzählung in einfachen leoninischen Hexametern².

Der Prolog beginnt mit einer Anrufung Mariens, der „Unica spes mundi“, der „Dominatrix inclita caeli“, der Hoffnung der Welt, der Königin des Himmels, der „Lucida stella maris“, des Meeressterns, der durch die Geburt ihres Sohnes der Welt das Leben wiedergegeben, das sie durch die Sünde der Stammutter verloren habe (quam virgo perdiderat vetula). Dann bittet die Dichterin die Gottesmutter um ihren Beistand für ihre schwachen Kräfte, damit sie nicht verlorengehe und einst den ewigen Lohn erhalte.

Die Erzählung beginnt dann mit einer Zeitangabe: Seit Erschaffung der Welt waren 1000 Lustren, d. h. 5000 Jahre vergangen. Nun begann das selige sechste Zeitalter, von dem die Propheten verkündet hatten, daß nun der Erlöser erscheinen würde³.

Bei Beginn des sechsten Zeitalters lebte ein reicher Mann aus dem Stamme Judas, der Eigentümer großer Herden, mit Namen Joachim. Er war ein frommer und wohlthätiger Mann. Stets überwies er ein Drittel des Ertrages seiner Herden den Armen, ein weiteres Drittel den Priestern. Nur den Rest behielt er für sich und die Seinen. Er tat

² Leoninische Hexameter sind solche mit Innenreim, z. B. Sed mage purpureum laudare perenniter agnum. Die Antike kannte den Reim noch nicht. Die Reimbildung ist erst mittelalterlich.

³ Das damalige Denken teilte die Weltgeschichte in sechs Zeitalter: 1. bis zur Sündflut, 2. bis zu Abraham, 3. bis David, 4. bis zur babylonischen Gefangenschaft, 5. bis zur Geburt Christi. Das 6. Zeitalter sollte dann bis zum Endgericht dauern, das man erwartete.

also erheblich mehr, als das Gesetz verlangte, das nur den Zehnten forderte. Wegen dieses Wohltuns ruhte auch Segen auf seinem Besitze. Verheiratet war er mit Anna, der Tochter des Achar aus dem Stamme Davids. Die Namen Joachim und Anna kennen wir aus den canonischen Schriften nicht. Dem Paare waren in 20jähriger Ehe keine Kinder beschert worden, was nach jüdischen Begriffen sehr drückend und beschämend war. Einst wollte Joachim zusammen mit anderem Volke im Tempel das Opfer darbringen. Da wurde ihm von Ruben, dem Schreiber des Tempels, vor allem Volke der Zutritt zum Altare verwehrt mit den Worten:

„Non licet incensum, dixit, te tangere sanctum,
Munera nec domino praestat dare sacrificando,
Te quia despexit, sobolis cum dona negavit“ (v. 91 bis 93).

„Dir gebührt es nicht, den heiligen Weihrauch zu berühren und dem Herrn zu opfern. Denn Gott hat dich gezeichnet, indem er dir Nachkommen verweigert hat.“

Ob der ihm vor allem Volke so angetanen Schmach verließ Joachim den Tempel, kehrte nicht einmal zu seiner Gattin zurück, sondern ging hinaus in die Wälder zu seinen Herden, um dort in der Einsamkeit zu weilen und auch sein Leben zu beschließen. Fünf Monate weilte Joachim in der Ferne. Seine Gattin wußte gar nicht, wo er geblieben war. Sie klagte daher ihr Leid dem Herrn und fragte ihn im Gebet, warum er ihr auch das noch angetan habe. Durch ihre Kinderlosigkeit — das größte Leid für den jüdischen Menschen — sei sie doch schon genug geschlagen. Während sie nun so klagte und weinte, sah sie in einem Lorbeerbaum zu ihren Häupten ein Vogelpaar seinen Jungen ein Nestlein bauen. Da brach sie von neuem in Klagen aus. Gott habe doch allem Getier, den Fischlein, dem Vieh, den Schlangen und den Vögeln die Freude der Nachkommenschaft gegeben. Nur sie sei davon ausgeschlossen. Anna erinnert Gott daran, daß sie einst gelobt habe, ihr erstes Kind dem Herrn zu weihen, wie das ja auch eine andere Anna, die Mutter Samuels, getan habe, als ihr anfänglich die Nachkommenschaft versagt zu sein schien (1. Samuel I. 11).

Während sie so in Trauer versunken war, erschien ihr ein Engel und hieß sie, ihren Schmerz von sich zu tun. Denn sie werde doch ein Kind gebären, das hoch gepriesen sein werde unter allen Völkern:

„Exue maerorem, cordis depone dolorem,
Consilioque Dei germen tibi credito summi;
Hoc, quod ventre tuo procedet tempore certo,
Vere fiet idem populis mirabile cunctis“ (v. 143 ff.).

Anna war ob dieser Erscheinung zunächst entsetzt. Um ihre Ruhe wiederzufinden, legte sie sich auf ihr Lager und betete. Dann rief sie ihre Magd zu sich. Diese aber erschien nur unwillig. Deswegen zur Rede gestellt, sagte sie ihrer Herrin ins Gesicht, sie verdiene gar keine Achtung, da der Herr sie ja durch ihre Unfruchtbarkeit gezeichnet habe. So mußte Anna auch noch diesen Schimpf über sich ergehen lassen, wie ihr Gatte die Schmach im Tempel erduldet hatte.

Zu gleicher Zeit erschien der Engel auch dem Joachim bei seinen Herden und befahl ihm, sogleich zu seiner Gattin heimzukehren. Joachim erkannte den Boten Gottes zunächst nicht und lehnte daher die Rückkehr in die Stadt ab, wo er so große Schmach erduldet hatte. Aber der Engel gab sich als *civis caelestis*, als Himmelsbürger, zu erkennen. Dann tröstete er den unglücklichen Mann und sagte ihm, er habe auch seinem Weibe Trost gewährt. Sie werde eine Tochter empfangen, die gepriesen sein werde durch alle Jahrhunderte. Der Heilige Geist werde auf ihr ruhen, und sie werde ein Segen sein für alle Menschengeschlechter.

*„Hocque tibi dico, quod mox praenobilis Anna
Concipiet natam cunctis saeculis venerandam.
Haec inter natas hominum fiet sacra cunctas,
Spiritus et merito sanctus requiescet in illa;
Ac per quam veniet mundo benedictio summa,
Nec primam similem nec fertur habere sequentem“* (v. 180 ff.).

Darum solle er jetzt zu seiner Gattin heimkehren. Joachim, ob dieser Nachricht hoch erfreut, bat darauf den Engel, als dessen Knecht sich bezeichnend, bei ihm als Gast zu bleiben. Aber der himmlische Bote verwies dem Joachim, daß er sich seinen Knecht nenne und lehnte auch ab, an seinem Mahl teilzunehmen. Denn er lebe nur von himmlischer Speise, d. h. von der Gegenwart Gottes: *„Quem pascit domini semper praesentia summi“* (v. 200).

Joachim solle daher das Mahl, das ihm zugedacht, dem Herrn als Opfer darbringen. Aber Joachim zögerte. Dürfe er denn überhaupt opfern, da doch im Tempel sein Opfer zurückgewiesen sei. Doch er ließ dann seine Bedenken fallen, da ihn der Engel das Opfer geheißen hatte. Also opferte er. Im Rauche des Opfers stieg der Engel zum Himmel auf.

Nun setzt Hrotsvitha mit ihrer Erzählung aus und erinnert daran, daß mit dem geschilderten Ereignis die Erlösung der Menschheit begonnen habe. Sie sagt: Einst hätten die *cives caelestes* und die erdgeborenen Menschen (*terrigenae*) in Liebe und Eintracht zu-

sammengelebt. Dann aber hätte sie die Sünde getrennt. Nun solle die Zwietracht wieder ein Ende nehmen und die Gnade Gottes über die Erde leuchten. Da habe auch die Schar der Engel erkannt, daß Gott wieder gnädig gesinnt war. Er wollte ja in dieser Zeit seinen eigenen Sohn in den Schoß einer Jungfrau senden. Der, welcher vor aller Zeit (*sine principio*) aus dem Vater hervorgegangen war, sollte nun in der Zeit (*sub tempore*) aus einer Jungfrau Fleisch annehmen und so die Menschen erlösen. Dann sollte der böse Feind keine Macht mehr über die Welt haben. Der Geist des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes (*numen patris et nati quoque pneumatis almi*), einfach in der Wesensnatur (*aequali forma*), aber dreifach in der Person (*sub nomine trino*) werde dann bis ans Ende der Tage den Erdkreis regieren (v. 209—225).

Derartige theologische Exkurse liebte Hrotsvitha sehr. Besonders befaßt sich ihr Denken immer wieder mit dem Problem der Dreifaltigkeit. Dieses hatte ja auch sonst die ältere Gottesgelehrsamkeit bis zu den Tagen der Dichterin ständig beschäftigt. Immer neue Erklärungen hatte man versucht, bis man endlich eine Deutung gefunden zu haben glaubte, die seitdem in der abendländischen Kirche die herrschende ist und die auch Hrotsvitha vertritt. Und doch gilt immer noch das, was der größte christliche Dichter des Mittelalters, Dante, hierzu sagt:

„Tor ist, wer hofft, daß die Vernunft des Menschen
Die endlos weite Bahn durchlaufen könne
Der einen Wesenheit in drei Personen.
Begnügt euch mit dem ‚Daß‘ — al quia — ihr Menschenkinder.
Denn könntet alles ihr durchschauen, so brauchte
Maria ja nicht Mutter erst zu werden“ (Purg. III, v. 36 ff.).

Nach dieser Abschweifung kehrt Hrotsvitha wieder zu ihrer Erzählung zurück. Als der Engel Joachim verlassen hatte, war dieser zunächst ganz bestürzt und außer Sinnen. Regungslos lag er da. So fanden ihn seine Hirten. Als er wieder zu sich gekommen war, erzählte er diesen sein Erlebnis. Er konnte immer noch nicht glauben, was ihm offenbart war und sich daher auch nicht entschließen, entsprechend dem Gottesbefehl heimzukehren. Erst als ihn die Hirten nochmals ermahnt hatten, dem Willen des Herrn nachzukommen — nach der Quelle der Dichterin mußte sogar der Engel nochmals erscheinen —, brach er endlich auf und kam mit seinen Herden nach 30 Tagen zu seiner Stadt.

Inzwischen aber war der Engel nochmals zu Anna gekommen und hatte sie geheißt, ihren Gatten am goldenen Tor der Stadt Jerusalem zu erwarten. Das war eines der 13 Tore der Stadt, das vom

Berge Moria (dem Tempelberge) zum Tale Josaphat nach Osten zu führte. Hier trafen sich dann die Gatten und begrüßten sich herzlich, voll Dank gegen Gott. In ihrer Freude warf sich Anna ihrem schon tot geglaubten Gatten um den Hals und rief: „Ehre sei dir, du Spender aller Gaben, der du mir ohne mein Verdienst solche Freude bereitet hast. Siehe, ich habe meinen lieben Mann wieder bei mir, nachdem ich so lange verwitwet war. Ich bin unfruchtbar gewesen und soll nun ein Kindlein empfangen.“ So sprach sie, und alles umstehende Volk freute sich mit ihr.

Aus dieser rührenden Szene hat auch Giotto in Padua sein schönstes Bild gestaltet. Nach neun Monaten brachte dann Anna die Tochter zur Welt⁴.

Die Tochter, die Anna dann zur Welt brachte, war die Gottesmutter, die zu allen Zeiten gepriesen werden wird. Die Priester segneten das Kind, und vom Himmel herab erklang eine Stimme, das Mädchen solle den Namen Maria tragen. Es sei der leuchtende Stern in der Krone Christi, des ewigen Königs. Diese kleine Szene ist eine eigene Erfindung der Dichterin. In ihrer Quelle findet sie sich nicht.

Nachdem das Kind zwei Jahre alt geworden war, brachten die Eltern, die ja ihre Erstgeburt dem Herrn gelobt hatten, die Tochter in den Tempel, wo sie im Dienste Gottes erzogen werden sollte⁵.

Zum Staunen aller, die es sahen, eilte das kleine Kind die 15 Stufen zum Tempel von selbst hinauf, ohne sich nach Kinderart nochmals nach den Eltern umzusehen. In frühester Jugend hatte es also der Welt abgesagt⁶.

So von Verlangen nach Gott beseelt war die Kleine also bereits im zartesten Alter. In allem kündigte sich schon die künftige Gottesmutter an. Im Tempel war ihre Zeit eingeteilt in Gebet und Arbeit. Sie übte die beiden Arten der Frömmigkeit, die aktive und die be-

⁴ Diese Erzählung erinnert an die Geschichte der Elisabeth bei Luk 1, 5 ff., die ja auch zuerst unfruchtbar gewesen war und dann durch ein Gotteswunder doch ihren Sohn Johannes empfing.

⁵ Diese Erzählung, die auch oft Gegenstand der Darstellung der bildenden Kunst gewesen ist (z. B. von Tizian), bildet, zusammen mit der Darbringung des kleinen Samuel im Tempel (1 Samuel 1, 11) und der Nachwirkung der römischen väterlichen Allgewalt (*patria potestas*), die Grundlage für das mittelalterliche Rechtsinstitut der *Oblatio*. Weniger der freie Wille des Kindes als die Entscheidung der Eltern bestimmte zum geistl. Stand oder zum Klosterleben. „*Monachum facit paterna devotio aut propria voluntas*“ (Konzil von Toledo 623). Ein sehr bedenklicher Satz, der viel Unheil angerichtet hat.

⁶ Die Stufenzahl, die auch auf einer Darstellung auf dem Berge Athos wiederkehrt, soll eine besondere symbolische Bedeutung haben (Dölger: *Mönchsland Athos*, 1942, S. 190).

schauliche: die Frömmigkeit der Martha und der Maria, von denen nach mittelalterlicher Auffassung die letztere höher stand. Die Arbeit bestand im Weben der purpurnen Gewänder für den Gottesdienst. Oft kamen Engel des Himmels zu ihr und ermahnten sie, ja aller irdischen Liebe, die sie vielleicht auch einmal empfinden könnte, zu entsagen. Die Engel brachten ihr auch irdische Speise. Was Maria im Tempel als Kost bekam, gab sie den Armen. Das Kind lebte also wie die späteren christlichen Klosterfrauen, die nur an Gott denken und der Welt völlig abgesagt haben. Aber die israelitischen Tempeljungfrauen sollten nicht, wie später die christlichen Nonnen, immer im Heiligtum verbleiben und in der Ehelosigkeit verharren. Das wäre ganz gegen die jüdische Anschauung gewesen. Nach der Weisung Gottes sollte sich das Volk ständig vermehren bis zur Zahl der Sterne am Himmel (Gen 12.2 und 26). Daher war dort für das christliche Ideal der Enthaltbarkeit kein Raum. Deshalb sollten die Mädchen, wenn sie mannbar geworden waren, den Tempel wieder verlassen und einem Gatten folgen. Diese Zeit war nun auch für Maria gekommen. Deshalb forderte der Priester Abiathar sie als Weib für seinen eigenen Sohn. Bei den Juden warben die Eltern des Mannes bei den Eltern der Frau (Gn 24, 2—61, 34, 1—24 und Richter 14, 2 f.). Die Ehe vollzog sich dann durch Hingabe von sog. Geschenken, d. h. durch Kauf des Mädchens. Aber Maria, die entsprechend dem Gebot der Engel ewige Keuschheit gelobt hatte — der Neue Bund war ja damals im Begriff, das alte jüdische Sittengesetz abzulösen —, lehnte die Vermählung mit dem Sohn des Priesters ab. Die Priester, die so etwas noch nie gehört hatten, waren empört darüber und hielten Maria vor, daß ihr Verhalten den Gesetzen des Volkes zuwider sei. Das Volk solle sich ja vermehren und ausbreiten. Jedoch Maria ahnend, daß sie bestimmt war, die Mutter des Erlösers zu werden, entgegnete, Gott wolle in einem reinen Tempel ruhen und in einer reinen Seele. Er habe keine Freude an denen, die sich von der Begier der Sinne hätten übermannen lassen:

„Nam deus in templo gaudet requiescere mundo
Mentibus et sobriis, nec delectatur in illis,
Crimine quos magno maculat lasciva libido“ (v. 391 ff.).

Aus ihrer klösterlichen Einstellung heraus bezeichnet Hrotsvitha also die Ehe als ein crimen, ein Verbrechen. Auch in ihrer Legende von der heiligen Agnes benennt sie einmal die Zuneigung des Gatten zur Gattin als turpis amor, eine schändliche Liebe (dort v. 56). Aber das ist wohl nur eine Übertreibung. Denn in der Gangolf-Legende („Unsere Diözese“ 1956) hat sie ja auch einen verheirateten Heiligen geschildert.

Maria läßt nun hier den Einwurf der Priester gegen ihre Meinung nicht gelten. Sie beruft sich ihnen gegenüber darauf, daß auch *Abel* und der Prophet *Elia*s ehelos geblieben seien. Doch die Priester wollten gleichwohl den Bruch der jüdischen Sitte nicht ohne weiteres hingehen lassen und beschlossen, Gott zu befragen, ob ein solches Gelübde vor dem Herrn überhaupt erlaubt und verbindlich sei. Dem stimmt auch das Volk zu.

Man warf daher zunächst das Los über die 12 Stämme des Judenvolkes, um zu erkunden, ob und aus welchem Stamme Maria einen Gatten nehmen solle. Dieses Los traf den Stamm Juda. Dann wurden alle unbeweibten Männer Judas berufen. Sie erschienen, mit ihnen auch *Joseph*. Dann wurde geopfert und zu Gott gebetet, er möge jetzt offenbaren, was nun geschehen solle. Der Hohepriester erhielt darauf vom Herrn die Weisung, alle Männer von Juda sollten mit einem Zweige erscheinen und sollten die Zweige im Allerheiligsten des Tempels niederlegen. Von wessen Reis dann eine Taube aufsteige und gen Himmel fliege, der solle Maria zum Weibe erhalten ⁷.

So verfuhr man auch hier nach der Weisung. Aber als dann die Männer ihre Zweige wieder aus dem Tempel geholt hatten, blieb das Wunder aus. Da fragte man Gott von neuem. Darauf wurde die Antwort, daß noch ein Zweig im Tempel liegegeblieben und von dem Besitzer nicht abgeholt worden sei. In der Tat hatte *Joseph*, ein schüchterner Mann, von nicht schönem Aussehen (*abjectus forma*), seinen Zweig aus Menschenfurcht nicht abgeholt. Als man nun gleichwohl dessen Zweig herbeibrachte, vollzog sich das Wunder. Eine Taube flog gen Himmel. Doch *Joseph* sträubte sich gleichwohl, berief sich auf sein Alter und bat, man möge doch Maria lieber dem Priestersohn als Gattin geben. Aber man verwies ihn auf den Befehl des Höchsten, und so wurde die Vermählung vollzogen, die ja als *Sponsalizio* so oft Gegenstand der bildenden Kunst geworden ist ⁸.

Joseph hatte aber noch eine Bedingung gestellt, und diese war ihm

⁷ Solchen sog. weisenden Tieren begegnen wir in Sage und Legende vielfach. Meist sind es Vögel, die den Menschen verborgene Dinge offenbaren. Sie spielten besonders bei Klostergründungen eine große Rolle. Nach *Hrotsvitha* hatte auch bei der Ermittlung der Stelle für die Abtei von *Gandersheim* eine weiße Taube eine Rolle gespielt (*Primordia Coenobii Gandeshemensis*, v. 260). Bei der Gründung des Nachbarklosters *Lamspringe* hatte ein Lamm durch Scharren auf dem Erdboden eine Quelle freigelegt. Das nahm man dann als Zeichen für den Ort der Gründung.

⁸ *Giotto* in der *Arenakapelle* zu *Padua*, *Perugino* und vor allem *Raffaël*. Nur *Giotto* hat das Taubenwunder. Bei den andern Künstlern beginnt der Zweig zu blühen.

auch bewilligt worden. Fünf ihrer Gespielinnen sollte Maria mit sich nehmen dürfen, die Sephiphora, die Zabel, die Susanne, die Abigea und die Rebekka. An dieser Stelle weicht übrigens Hrotsvitha etwas von ihrer Quelle ab. Nach Hrotsvitha wollte Joseph Maria zu seinem Weibe nehmen, wie das ja auch dem canonischen Bericht entspricht. Nach dem Pseudomathäus (c. 8) aber hatte er zunächst vorgehabt, sie nur zu sich zu nehmen, um sie später einem seiner Söhne zur Frau zu geben. Denn nach dieser Quelle war er schon vorher einmal verheiratet gewesen und hatte aus dieser ersten Ehe fünf Söhne und zwei Töchter. Die Dichterin aber folgt, wie gesagt, der kirchlichen Überlieferung.

Maria also zog mit ihren Gespielinnen in das Haus des Joseph. Die Mädchen webten dort weiter die feinen Gewänder für den Gottesdienst aus allerlei edlen Stoffen. Maria aber, die künftige Gottesmutter, webte den Purpur für das Allerheiligste.

Nachdem dann Maria eine Zeitlang im Hause ihres Gatten gewohnt hatte, kam der Engel zu ihr, und es trat dann das Ereignis ein, von dem auch die canonischen Schriften berichten. Der Engel Gabriel verkündete ihr, daß sie die Mutter des Erlösers werden sollte.

Einige Zeit darauf bemerkte Joseph, daß Maria ein Kind erwartete. Er konnte sich das gar nicht anders erklären, als daß Maria von einem andern Manne schwanger sei. Daher verfiel er in tiefe Trauer und erwog, ob er Maria nicht verstoßen solle. Aber es erschien ihm ein Engel und brachte ihm Trost. Der Engel offenbarte ihm, daß sich hier ein Wunder vollziehe. Daher solle er Maria bei sich behalten und das Kind behüten. An dieser Stelle hat die Dichterin die Erzählung ihrer Quelle etwas abgeändert. Nach dieser ist Joseph fünf Monate auswärts auf Zimmermannsarbeit gewesen und stellte dann fest, daß sein Weib ein Kind erwartete. Er war empört und stellte Nachforschungen an, wie das denn gekommen sein könnte. Die Gespielinnen teilten ihm dann mit, daß ein Engel bei Maria gewesen sei, um ihr Himmelspeise zu bringen. Da antwortet Joseph schroff, das könne kein Engel, sondern müsse ein fremder Mann gewesen sein, der sich wohl unter der Gestalt eines Engels bei Maria eingeschlichen hätte (cap. 10). Auch müssen sich nach dem Pseudomathäus Maria und Joseph noch einem Gottesurteil unterziehen: Joseph dafür, daß er Maria nicht vergewaltigt habe, Maria dafür, daß sie die Ehe nicht gebrochen habe. Sie müssen „potare aquam potationis Domini“ den Trank des Herrn trinken und siebenmal um den Altar Gottes herumgehen. Die beschuldigte Ehefrau hatte dabei einen Reinigungseid zu schwören und dann einen Becher Wasser auszutrinken, in den ein Pergamentstreifen

mit einem Fluchspruch hineingeworfen war. Im Falle eines Meineides sollten dann gewisse Krankheitserscheinungen bei der Frau auftreten. Blieb dagegen der Trank ohne Folgen, so bedeutete das Schuldlosigkeit. Das Besondere und Eigentümliche war nun hier, daß auch der Mann sich der Probe unterwerfen mußte. Da nun in diesem Falle keine schlimmen Folgen eintraten, waren also Maria und Joseph gerechtfertigt. Man pflegt wohl meist das sog. Gottesurteil für eine eigentümlich germanische Rechtseinrichtung zu halten. Der arabische Geograph Qazwini (13. Jh.), der auf Grund von Reiseberichten aus der Ottonenzeit die damaligen deutschen Verhältnisse beschreibt, hält das Gottesurteil für etwas typisch Abendländisches, das in anderen Kulturkreisen nicht vorkomme⁹.

Das ist aber nicht richtig. Die meisten anderen Völker kennen in der Frühzeit diese Art des Beweisverfahrens, so die Griechen (Sophokles, *Antigone*, v. 264) und auch die Juden in der oben beschriebenen Form, s. Numeri 5, 11. Vom Gottesurteil aus dem germanischen Bereich haben wir bei Hrotsvitha ja auch schon in der Gangolf-Legende gehört („Unsere Diözese“ 1956).

Kurz darauf erging dann der Befehl des Kaisers Augustus, und das Elternpaar reiste nach Bethlehem. Auf der Wanderung erblickte Maria auf einmal im Geiste zwei Gruppen von Menschen, die einen lachend und froh, die andern jammernd und klagend. Als sie dem Joseph davon berichtete, verwies er — alt und grämlich wie er war — ihr solche törichte Reden, denn er selbst hatte ja nichts gesehen. Aber ein Engel erschien und verkündete, die frohen Menschen seien die Heiden, die das Wort Gottes annehmen würden, die klagenden seien die Juden, die es harten Herzens von sich weisen würden.

Dann erfolgte die Geburt Jesu, aber nicht wie nach unserer Überlieferung in einem Stalle, sondern in einer Höhle, wie es der Tradition der Ostkirche entsprach. Beim Eintritt Marias in die Höhle erstrahlte diese in hellem Glanze. Hier geschah dann die Geburt des Kindes, die durch alle Zeiten gepriesen und den Frieden wiederherstellen würde zwischen den Bürgern des Himmels und den Bürgern des irdischen Reiches: „*Pacem caelicolis fecit cum civibus orbis*“ (v. 580).

Gleich nach der Geburt rief Joseph zwei Wehmütter herbei. Die eine, Zelemi, glaubte sogleich, daß hier eine Jungfrau geboren habe. Die andere, Salome, war ungläubig und wollte sich erst durch Betasten überzeugen. Doch wie sie nur die Hand dazu ausstreckte, ward diese sofort gelähmt. Da jammerte sie und klagte. In jüdischer Selbst-

⁹ Georg Jacob: Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen. In: Quellen z. deutschen Volkskunde, Heft 1, S. 21 ff., 1927.

gerechtigkeit — more iudaico —, wie die Dichterin ausdrücklich sagt, beschwerte sie sich über das ihr nach ihrer Meinung zu Unrecht geschehene Geschick. Denn sie habe doch so viel Gutes getan und so viele Wohltaten gespendet. Aber ihr wurde auch wieder geholfen. Ein Engel erschien und befahl ihr, das neugeborene Kind zu berühren. Sie tat dies und wurde darauf sogleich geheilt ¹⁰.

Nun folgt, ähnlich wie in den canonischen Berichten, die Verkündigung der Hirten, die Beschneidung, die Namengebung und die Anbetung durch die drei Weisen. Die drei Gaben der Magier deutet Hrotsvitha ohne Vorbild in den Evangelien und dem Pseudomathäus wie folgt: Weihrauch sei die Gottheit, Gold die Menschheit und Myrrhe das Leiden des Erlösers. Man hat versucht, diese Gaben so oder so zu deuten, ohne daß man darüber einig geworden ist. Sogar politisch hat man sie ausdeuten wollen. Man hatte gesagt, Weihrauch sei das Zeichen der geistlichen, Gold das Symbol der weltlichen, irdischen Gewalt. Beides sei dem Erlöser gegeben. Der Papst sei Christi Stellvertreter. Er vereinige daher auch beide Gewalten in seiner Person. Daher sei er auch Oberherr über die weltlichen Fürsten. Anders, im Sinne der sog. Zweischwerter-Theorie ausgedrückt, es seien dem Papste beide Schwerter verliehen worden (Dante, *Monarchia* III, 7).

Nach den Evangelien, dem Pseudomathäus und auch nach Hrotsvitha hatten bekanntlich die drei Magier von Herodes (Antipas), den sie schon bei ihrer Ankunft aufgesucht hatten, die Weisung erhalten, ihm nachher zu berichten, wo sie den neuen König der Juden gefunden hätten. Aber inzwischen war Herodes, wie die Dichterin aus eigener Erfindung einfügt, nach Rom berufen worden. Er war in Verdacht gekommen und sollte nach der Lex Romana des Hochverrats (*crimen laesae maiestatis*) angeklagt werden; und mit Recht, sagt die Dichterin, weil er dem Sohn des himmlischen Königs nach dem Leben getrachtet habe. Ob Hrotsvitha hier an eine bestimmte Reise des Herodes zum Kaiser gedacht hat, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Erst nach zwei Monaten kehrte Herodes zurück. Während dieser Zeit spielte in der Dichtung die bekannte Szene mit dem greisen Simeon. Nach seiner Rückkehr beschloß dann der grausame Tyrann den Kindermord. Inzwischen aber hatte sich Joseph mit den Seinen nach Ägypten aufgemacht, um der Verfolgung zu entgehen. Die Evangelien berichten nur kurz über die Flucht. In der Dichtung aber wird sie mit allen dabei angeblich vorgefallenen Wundererscheinungen näher geschildert. Aus einer Höhle, in der Maria mit dem Kinde

¹⁰ Angeblich alte Darstellung dieses Ereignisses in der ehemaligen Kapelle des Papstes Johann VII. (705-7), der alten Peterskirche in Rom.

rastete, schossen plötzlich Schlangen hervor. Aber das Christuskind stieg vom Schoße der Mutter herab und trat den Untieren entgegen. Da beteten diese den Herrn an. Zugleich verwies das Kind den Eltern ihre Angst, da sie doch wüßten, daß in ihm die Kraft des Allmächtigen wohne: „Quamvis humanis sim parvus homuncio membris, vir tamen omnipotens summo sum numine pollens“ (v. 725 f.).

Dann ging die Wanderung durch die Wüste weiter. Löwen und Panther, die den Flüchtlingen entgegenkamen, legten sofort ihre Wildheit ab. Sie vereinigten sich mit den mitgeführten Haustieren, schritten der Heiligen Familie voraus und zeigten ihr den Weg. Als man dann in der sengenden Glut der Wüste an einen hohen, mit Früchten behangenen Palmbaum kam, verlangte Maria nach den Früchten. Barsch wies Joseph darauf hin, daß der Baum viel zu hoch sei und Wasser viel mehr vonnöten wäre. Jedoch auf Befehl des göttlichen Kindes neigte sich der Baum und bot den Wanderern seine Früchte dar. Er erhob sich erst wieder auf erneuten Befehl. Zugleich legten seine Wurzeln eine Quelle frei, so daß diese auch noch Wasser spendete. Dafür verhiess das Gotteskind, seine Engel würden ihn ins Paradies verpflanzen und von nun an werde die Palme der Preis für Siege im Kampfe sein. Alle Helden in der Dichtung der Hrotsvitha erhalten ja auch am Ende ihrer Leiden als getreue Kämpfer für Christo, als milites Christi, die Palme. Von ihnen sollte es heißen: „Ad palmam magni venisti namque triumphari“ (v. 801) ¹¹.

Auf den weiteren Wanderungen kürzte das Christuskind durch ein Wunder die weite Wegstrecke ab. Dann zogen die Flüchtlinge in die erste ägyptische Stadt S o t i n e ein. Sie traten dort in einen Göttertempel. In diesem Augenblick fielen vor dem Christuskinde, dem Heiland der Welt, alle Götterbilder zerschmettert zu Boden. Das wurde dem Herrn der Stadt, Aphrodisius, gemeldet. Er kam mit seinem Gefolge herbei und bekehrte sich mit den Seinen ¹².

Damit schließt die epische Erzählung, die, wie schon am Anfang gesagt worden, auch oft Gegenstand der bildenden Kunst war und auch im religiösen Schrifttum verwendet worden ist. Die berühmte L e g e n d a a u r e a des Erzbischofs Jacopo da Voragine von Genua († 1296) bringt sie, ähnlich wie Hrotsvitha, zu dem Feste „De nativitate Mariae

¹¹ Die Erzählung von dem Palmbaum hat auch Selma Lagerlöf in ihre Christuslegenden aufgenommen. Die Antike, die vorchristliche Zeit, hatte als Siegeszeichen meist den Lorbeer. Aber auch der Palmenzweig wird als solcher genannt, s. z. B. Vergil Aeneis v. 472 und 518. Dagegen wieder der Lorbeer ebendort v. 539.

¹² Darstellung dieser Szenen auf einem alten Mosaik in Santa Maria Maggiore in Rom.

virginis" (cap. 131 der Ausgabe von Grasse, 1881). Der epischen Erzählung fügt die Dichterin aber noch einen feierlichen Hymnus an (v. 863 ff.):

„O laudanda tuae virtutis gloria, Christe,
O miranda sacrae semper mutatio dextrae,
Qui nutu tacito potis es disponere cuncta!
Qui volet ergo tuae pietatis munera magnae,
Unice nate Dei summo similis genitori,
Mirari digne merita vel dicere laude,
Qui nostri causa fecisti tanta stupenda?“

„Preiswürdiger Christus, der du alles durch deinen Willen vermagst. Staunend stehen wir vor deiner Gnade. Der einzige Sohn des Vaters und diesem gleich ¹³“.

„Tu sine principio natus de patre superno
Per praecepta patris complesti viscera matris,
Ex hoc corpoream summens sub tempore formam.“

„Du bist vor aller Zeit vom Vater gezeugt und hast in der Zeit, nach dem Willen des Vaters, Fleisch angenommen aus dem Schoße deiner Mutter.“

„Quique vales proprio mundum concludere palmo,
Panniculis stringi non raris haut respuisti;
Et qui stellato resides solio super aethra,
Parvo praesepe contractus procubuisti.“

„Der du die ganze Welt in deiner Hand hältst, hast es nicht verschmäht, in gemeine Windeln gewickelt zu werden. Der du über den Sternen thronst, hast dich gewürdigt, in einer engen Krippe zu liegen.“

„Et qui multigenis imponis nomina stellis
Ac pluviae gittas, pelagi quoque solus arenas
Rite potes numero per te comprehendere certo,
Ut fragiles pueri patienter conticuisti,
Tempore virgineas quo suxisti pie mammas.“

„Der du den Sternen die Namen gabst und allein die Tropfen des Regens und die Sandkörner des Meeres gezählt hast, bist wie ein hilfloses Kind verstummt, als du an der jungfräulichen Brust deiner Mutter lagst.“

¹³ Hrotsvitha wählt für das Wort „gleich“ *similis*. Das heißt aber eigentlich nur ähnlich und ist der Ausdruck der Arianer. Rechtgläubig müßte es richtiger heißen: *aequalis*!

„Insuper Herodem nulla formidine regem,
Sed sola certe fugisti pro pietate,
Quo carnis veram demonstrare pie formam.“

„Nicht aus Furcht vor Herodes, sondern aus Erbarmen mit den Menschen bist du geflohen, um dich als wahrer Mensch zu erweisen.“ Christus ist also nicht nur wahrer Gott, sondern auch wahrer Mensch. Er hat einen wirklichen Menschenleib angenommen, nicht einen Scheinleib, wie die Haeresie des Doketismus lehrte, der sich scheute, den Gottessohn mit der nach seiner Ansicht aus dem Bösen entstammenden Materie zu verknüpfen. Denn auch die Materie ist als Gotteswerk gut ¹⁴.

„Et mox absque mora fecisti saxea corda
Nam paganorum mollescere non dormitorium
Et sentire tuum solidum per tempora regnum,
Quo te divinis moniti scierent fore signis
Ipsum, qui solo fecisti saecula verbo
Et quem cunctorum cecinerunt carmina vatum.“

„Bald wirst du die harten, steinernen Herzen der Heiden erweichen und sie dein beständiges Reich erkennen lassen, auf daß sie wissen, daß du die zeitliche Welt geschaffen hast, du, den die Propheten vorausverkündet haben.“

„Hinc genitore tuo maneat per saecula cuncta
Gloria de cunctis et laus aeterna creatis,
Qui tibi dilecto nescivit parcere nato,
Et tibi, Christe decus perpes, victoria, virtus,
Sanguine qui mundum fuso redimis periturum,
Flamine cum sacro saeculi per tempora cuncta,
Gratia caelestis per quem conceditur omnis!“

„Ehre sei dem Vater allezeit von allen Geschöpfen, der seinen geliebten Sohn nicht geschont hat, Ehre, Ruhm und Preis sei dir, Christus, der du mit Strömen deines Blutes die Welt erlöst hast. Ehre sei auch durch alle Zeit dem Heiligen Geiste, von dem alle Gnade des Himmels kommt.“ Also wieder ist es die Dreifaltigkeit, um die die Gedanken der Dichterin kreisen.

¹⁴ Dokerismus (von $\delta\omicron\kappa\epsilon\iota\nu$ = scheinen) ist die Lehre einer gnostischen Sekte seit dem 2. Jh. Bihlmeyer-Tüchle, KG (¹²1951). A. v. Harnack, Marcion (²1924). A. Ehrhard: Die Kirche der Märtyrer. 1932, S. 182 f. und Lexikon für Theologie und Kirche. 2. Auflage 1959, Bd. III, S. 470.

Zum Schluß preist Hrotsvitha nochmals Gott, daß er sie gewürdigt habe, ihm durch ihr Werk Dank zu sagen. „Wie soll ich das dem Herrn vergelten?“ „Qualia retribuam factori munera?“ Die Engel mögen ihn preisen ohne Unterlaß!

Wie alle Dichtungen Hrotsvithas zeigt auch dieses Werk große Gelehrsamkeit. Darüber hinaus aber ist es aus einem begeisterungsfähigen, gläubigen und damit auch glücklichen Herzen heraus geschrieben. Wie sind da heute die Zeiten ganz anders geworden! Wie der Jüngling in Schillers Gedicht „Das verschleierte Bild von Sais“ haben wir den Schleier von der Natur gerissen. Wir glaubten so die sog. Wahrheit erkannt zu haben, sind aber statt dessen nur tief unglücklich geworden.